

Phil 3, 20-21

Unsere Heimat aber ist im Himmel. Von dorthier erwarten wir auch Jesus Christus, den Herrn, als Retter, der unseren armseligen Leib verwandeln wird in die Gestalt seines verherrlichten Leibes, in der Kraft, mit der er sich alles unterwerfen kann.

Evangelium Lk 9, 57b-62

**Gottesdienstreihe in St. Martin Kassel  
mit Gedichten von Eichendorff in Schumanns Vertonung  
Predigt am 10. Juli 2016 von Pfarrer Dr. Frank Lilie**

Gnade sei mit Euch und Friede von Gott, unserem Vater, und dem Herrn Jesus Christus.

Stille

Liebe Schwestern und Brüder,

*"die unabweisbare Aufgabe der Poesie ist überall die Darstellung des Ewigen und Schönen im Irdischen."* So hat es einst Joseph von Eichendorff gesagt, dessen Leben und besonders sein Dichten im Mittelpunkt dieser Gottesdienstreihe steht. Doch nein, so ist es eigentlich nicht richtig. Im Mittelpunkt eines jeden christlichen Gottesdienstes steht Christus, nicht ein Thema - der Gottesdienst ist die Feier seiner Gegenwart. Doch ist es nicht erstaunlich, wie sehr sich dieser christliche Anspruch an den Gottesdienst mit dem trifft, was Eichendorff über die Aufgabe der Poesie gesagt hat, nämlich, dass sie die Darstellung des Ewigen und Schönen im Irdischen sei? Kunst und Religion sind eben doch Geschwister, manchmal in großer Nähe, manchmal in einem gespannten Verhältnis, aber nie so weit voneinander entfernt, dass sie einander aus den Augen verlören.

Das Ewige im Jetzt - wenn wir Eichendorffs zahlreiche Gedichte aufschlagen oder sie uns in den Vertonungen anhören (5000 sollen es etwa sein!), dann ahnen wir, was er damit gemeint hat. Denn seine Dichtung ist immer Hinweis auf ein Mehr, ein Darüberhinaus, ein sehnsuchtsvolles Hinüberblicken in eine Heimat, die uns ein Leben lang spürbar bleibt.

Der christliche Glaube römisch-katholischer Prägung war ihm etwas Selbstverständliches. Aber wir werden seine Gedichte und Prosawerke deswegen nicht einfach als christliche oder im weiteren Sinn geistliche Dichtung bezeichnen dürfen. Der Glaube war bei ihm mitunter wie der Samtgrund, vor dem sich seine Gestalten treffen und ihre Geschichten erleben oder ihre Lieder singen. Seine berühmteste Novelle *Aus dem Leben eines Taugenichts* aus dem Jahre 1826 endet mit dem tröstlichen Ausruf *"Und es war alles, alles gut."* Was sagt der christliche Glaube eigentlich anderes? Das ist wie ein österlicher Zuruf, wenn die Welt aus dem Schatten des Karfreitags auftaucht.

Aber Eichendorff weiß, dass der Glaube nicht nur etwas Beruhigendes und Bergendes hat, im Gegenteil! Die Begegnung mit der Ewigkeit wirbelt uns umeinander und es bleiben beunruhigende Fragen zurück, wenn wir das Gedicht *In der Fremde* hören.

Aus der Heimat hinter den Blitzen rot  
Da kommen die Wolken her,  
Aber Vater und Mutter sind lange tot,  
Es kennt mich dort keiner mehr.

Wie bald, wie bald kommt die stille Zeit,

Da ruhe ich auch, und über mir  
Rauschet die schöne Waldeinsamkeit  
Und keiner mehr kennt mich auch hier.

Wie ist das zu verstehen, dass die Heimat hinter roten Blitzen verborgen liegt? Tobt ein Sturm und unser Dichter schaut in dessen Richtung und merkt, dass es die Himmelsrichtung ist, in der sein einstiges Zuhause liegt? Wolken kommen von dort gezogen, es muss ein rechtes Unwetter sein. Wohl dem, der jetzt ein Dach über dem Kopf hat. Vielleicht ist das ja auch so bei dem, der hier von sich singt. Aber ist es auch ein beschützendes? Und mögen da auch noch Menschen leben und Häuser stehen, der Ort der Herkunft hat nichts Trauliches, wie wir in dem erschütternd schlichten Vers *"Aber Vater und Mutter sind lange tot"* erfahren. Sind Heimat doch vor allem Menschen, ist es die Familie? *"Es kennt mich dort keiner mehr."* Das ist ganz unsentimental, fast beiläufig. Aber gerade darin besteht ja die Kunst Eichendorffs, in dieser beinahe alltäglichen Weise sprechen zu können und doch das Tiefste anzurühren. Denn worum geht es hier? Um die Heimat. Was ist das? Und wo?

Was war es für ihn, für Eichendorff? Er kannte den Verlust von Heimat, weil die Familie nach dem Tod des Vaters die verschuldeten Besitzungen in Oberschlesien verkaufen musste. Da war er schon ein erwachsener Mann. Aber verwunden hat er nie, dass er die Orte der Kindheit verloren hatte. Das nehmen wohl viele ein Leben lang mit sich, diese Erinnerung an ein Einst, in dem eine Fraglosigkeit herrschte, die wir uns später nur mühsam erobern können. Und wahrscheinlich bleibt sie für die meisten von uns unerreicht.

Joseph Freiherr von Eichendorff war Oberschlesier und Preuße, 1788 kam er zur Welt, 1857 ist er gestorben. Er ging in Breslau zur Schule und studierte in Halle und Wien Jura. Und das wurde auch seine Profession; nachdem er an den Befreiungskriegen gegen Napoleon bei den berühmten Lützower Jägern teilgenommen hatte, heiratete er Luise von Larisch, mit der er fünf Kinder hatte. Sein Berufsleben lang blieb er dann dem preußischen Staatsdienst treu, erst in Danzig und Königsberg und zuletzt in Berlin. Eigentlich müsste man sagen, dass er ein Beamter war, der auch Gedichte schrieb. Aber angesichts der großen historisch-kritischen Werkausgabe mit ihren 29 Bänden kann das so ja nicht stimmen und man fragt sich, wie er diese beiden Leben, das des Juristen und das des Dichters, vereinen konnte. Neben dem *Taugenichts*, den anderen Novellen und Märchen und dann, natürlich, den Gedichten, müssen wir noch die Romane erwähnen, *Ahnung und Gegenwart* von 1815 und *Das Marmorbild* von 1819. Romantik, so sagt die Literaturgeschichte darüber, wenn einer, dann er, Eichendorff, bei dessen Gestalten wir immer damit rechnen müssen, dass sie mit einem Mal zu singen beginnen. Und dann kommt wieder eines dieser Wunderwerke der Lyrik, so schlicht und herzergreifend volksliedhaft und doch so überaus raffiniert gesetzt. Das Einfache ist offensichtlich doch immer zugleich das Schwerste.

Es nimmt jedenfalls nicht wunder, dass die Komponisten von seinen Gedichten angezogen wurden, die unfassbare Zahl von etwa 5000 Vertonungen haben wir eben schon gehört. Wann Schumann mit Eichendorff in Berührung kam, wissen wir heute nicht mehr. Er komponierte jedenfalls 16 Lieder für Klavier und Singstimme nach diesen Texten und dazu noch sechs Chorstücke. Die Klavierlieder sind, bis auf eines, 1840 entstanden. Eichendorff hatte 1832 seine Novelle *Viel Lärmen um Nichts* veröffentlicht und darin kommt es vor, dieses zweistrophige Gedicht unter dem Titel *In der Fremde*. Schumann setzt es in die Tonart fis-moll. Die Musiktheoretiker beschreiben diese Tonart als *"melancholisch"*, *"ernst"* und *"finster"*, einer ordnet ihr sogar die Farbe *"tiefes, gutes Dunkelblau"* zu. Und im frühen 18. Jahrhundert hieß es, diese Tonart *"leite zu großer*

*Betrübnis*" und habe etwas *"Verlorenes"* und *"von den Menschen Abgewandtes"* an sich. Das hat Schumann wohl geteilt, als er seine Version schuf. Und er schließt mit seinem Klang den Ton des Gedichts auf: *"Wie bald, wie bald kommt die stille Zeit"*. Erinnert das nicht an alte Weihnachtsgedichte? Gemeint ist aber etwas anderes: *"Wie bald, wie bald kommt die stille Zeit, da ruhe ich auch."* Und wenn wir daran denken, dass in der ersten Strophe an den toten Vater und die tote Mutter erinnert wurde, an die Menschen, die Garanten der Heimat schlechthin sind, dann wissen wir jetzt, wovon dieses Gedicht auch handelt, vom Sterben, vom Tod. Die irdische Heimat ist unzugänglich, weil die nicht mehr da sind, die sie uns zur Heimat werden ließen.

Und so endet alles im Dunkel und in der Trostlosigkeit? Eichendorff wäre nicht der Dichter des Glaubens, als der er sich verstand, wenn das der Schlusspunkt wäre. *"Da ruhe ich auch"* - ja, das wird kommen, unausweichlich, vielleicht sogar unerbittlich. Aber was ist das? *"Und über mir rauschet die schöne Waldeinsamkeit"*. Nicht bloß die Einsamkeit, nicht die große Fremde, das kalte Verstummen. Sondern die Waldeinsamkeit, die schöne! Wir haben sogleich ein Bild vor Augen. Und es hat nichts Erschreckendes mehr. Zwar endet das Gedicht *"Und keiner mehr kennt mich auch hier"*. Doch das ist nur ein Nachklang zur ersten Strophe, keinesfalls der Höhepunkt des Gedichtes. Hier unterstreicht Eichendorff nur, was die Erfahrung eines jeden Menschen ist, die Fremdheit im Leben, den Verlust von Heimat, Eltern und Familie. Aber das ist nicht leider so, das hat nichts Gefühliges, nichts Sentimentales an sich, sondern mit der *"schönen Waldeinsamkeit"* öffnet sich auf einmal der Raum der Ewigkeit. Eichendorff ist nicht der Dichter der Vergeblichkeit und des Todes, er ist der Sänger der großen Sehnsucht. Spüren wir sie nicht in uns, dieses große Ziehen, das uns zeigt, dass unser Herz eigentlich auf Wanderschaft ist, dass wir unterwegs sind zur großen Ewigkeit? *"Die schöne Waldeinsamkeit"* - das ist ein zartes Bild für die himmlische Heimat, zu der wir unterwegs sind. Und wenn wir hier auch manchmal fremd und wie verloren wirken, so zeigt uns die Sehnsucht, dass wir es nicht sind. Bewahren wir sie uns! Denn sie ist der Schlüssel zur Ewigkeit, die manchmal schon herüber winkt zu uns und uns leise und liebevoll zuflüstert: Hab doch keine Angst! Wie sagte es der Apostel Paulus in seinem Brief an die Philipper? *"Unsere Heimat ist im Himmel."* Als ob er Eichendorff gelesen hätte.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus, unserem Herrn.